



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Gemüthsleben und persönliche Bezüge.- Die Frauen.- Charlotte Diede.-
Briefwechsel mit Charlotte Diede.- Charakteristik der „Briefe an eine
Freundin".- Humboldt's Gattin.- Verhältniß Humboldt's zu ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

süßes Gift für seine geistige Constitution. Einen stärkeren Einfluß als auf sein Urtheil übte dieselbe auf die allgemeine Stimmung seines Gemüths. Es war derselbe Einfluß, den auf die meditative Anlage der Inder der Glanz eines wolkenlosen Himmels und die schweigende Nacht der Wälder ausgeübt hatte. Von Natur war sein Geist dem indischen wahlverwandt. An Feinheit, an Unterscheidungs- und Abstractionskraft war sein Verstand wie der Verstand derjenigen, die lange vor dem Aristoteles die ältesten Systeme der Logik geschaffen und welche zuerst in der Grammatik den Formen und Gesetzen der Sprache nachgespürt hatten. Es lag in ihm dieselbe Neigung zu einsamem Nachdenken, zur Einkehr in die Innerlichkeit und zur Abwendung von praktischer Thätigkeit, welche allmählig die Helden des Ramahana und Maha-Bharata zu Büßern, Vetern und Träumern gemacht hatte. Aus den Klängen daher der indischen Dichtung wölbte sich über seinem Haupte der indische Himmel zusammen, und unvermerkt schmeichelten sich ihm die Anschauungen ihrer Vertiefungs- und Entfagungslehre in die Seele. Wie Musik wiegten ihn die Verse der Bhagavad-Gita ein; er fühlte jenen weltabgewandten Gleichmuth und Frieden in sich wachsen, der aus jeder Zeile in derselben athmet. Ausdrücklich sprach er es aus, daß er den „Vertieften,“ von denen dort die Rede ist, so unähnlich nicht sei, und mit Vorliebe brauchte er von nun an für die Schilderung seiner eignen inneren Zustände Ausdrücke und Wendungen, die den Worten Krishna's an Ardschunas entlehnt waren.

War er aber wirklich solch' ein Vertiefter, so konnte er selbst in der Beschäftigung mit der Wissenschaft mit Nichten ein Letztes erblicken. Auch das, so schrieb er an Geng, gehe nur nebenher, und sei nicht das eigentliche Ziel. In sich und in Ideen reifer zu werden, um „durch Ideen aus dem Leben herauszureisen,“ — das war das Ziel. Noch weniger als an seiner ehemaligen politischen reizte ihn an seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der Ruhm. Nur gelegentlich und auf äußere Veranlassung theilte er dem Publicum von den Früchten seiner Studien und seines Nachdenkens mit. Er liebte die Wissenschaft um ihrer und um seiner selbst willen; er liebte sie, weil sie ihn in der Bahn der Ideen fortrücken machte, und er liebte die Ideen nicht zum wenigsten deshalb, weil sie ihn in das Gebiet der tiefsten Gefühle versetzten. Für dies individuelle Gefühlsleben aber

gab es auch noch andere Quellen, und er war eifrig, sie auszus schöpfen. Er fand, daß dasselbe am reichsten und unmittelbarsten im Wechselverehr von Gemüth zu Gemüth gedeihe. Alle Tage seines Lebens hatte er deshalb dem Cultus der Liebe und Freundschaft gehuldigt. Keine Stätte aber, welche diesen Cultus besser getragen hätte, als der Boden des weiblichen Gemüths. An das Weibliche sich anzulehnen war ein tiefes Bedürfniß seiner Natur; er verstand sich auf das Empfinden schöner Weiblichkeit wie kein zweiter Mann; dort liege, sagte er, „das Erkennen alles Schönen in Menschheit und Natur, ja das entschleierte Wesen alles seelenvollen Lebens, so weit es auf Erden wahrnehmbar sei.“ Er schrieb diese Worte an Caroline von Wolzogen. Sein Verhältniß zu dieser beruhte ganz auf jenem Bedürfniß; nicht minder das seit den Tagen in Göttingen und Mainz fortgespinnene zu Therese Huber, der ehemaligen Gattin Forster's. Ein Verhältniß ähnlicher Art war das zu jener Freundin, deren Briefe ihm auf einmal zur Zeit des Wiener Congresses unerwartet eine der anmuthigsten Episoden seiner Jugend zurückgerufen hatten. Es trifft sich, daß gerade dies Verhältniß durch die Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin“ vollkommen durchsichtig vor uns liegt.¹⁾

Wir wissen bereits, wie jene Jugenderinnerung im Jahre 1814 auf Humboldt wirkte. Hätte es aber für sein Interesse an der Brieffstellerin noch eines Reizes bedurft, so wäre derselbe reichlich in den eigenthümlichen Schicksalen derselben enthalten gewesen. Es waren die Schicksale eines weiblichen Wesens, dessen Reizbarkeit der herrschenden Krankheit des Zeitalters zum Opfer gefallen war und das für die empfindsame Lieberspanntheit, die durch Erziehung und Lectüre in ihr genährt war, durch ein Leben büßte, seltsamer und romanhafter als der Roman der Clarissa. Kurze Zeit nämlich nach jener Pyramonter Begegnung hatte Charlotte Diede sich ohne Neigung verheirathet. Nur fünf Jahre hatte die kinderlose Ehe gedauert, als sie selbst durch einen Entschluß der Verzweiflung die Verbindung auflöste. Ihr Herz hatte sich während der Ehe einem jungen Manne zugewandt, für den es sich geschaffen glaubte. Es

1) Bekanntlich sind diese Briefe seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1847 nicht weniger als sechsmal aufgelegt worden.

gab nur einen Weg, sich zu befreien. Charlotte brachte das Opfer ihres Rufes, indem sie sich selbst vor Gericht einer Schuld anklagte, von der ihr Gewissen sie freisprach. Die Enttäuschung folgte dem Fehler auf dem Fuße. Sie begehrte nichts, als in der Nähe des geliebten Mannes das Glück reiner Freundschaft zu genießen, und glaubte, sich durch ihren Schritt ein Recht auf die Erfüllung dieser Träume erworben zu haben. Sie mußte statt dessen erfahren, was Clarissa an Lovelace erfuhr, daß ihre empfindsamen Wünsche mißverstanden und verspottet wurden, und daß ihr Benehmen nur die Zudringlichkeit männlicher Leidenschaft ermutigt hatte. Um ihr Herz von der Bitterkeit der Täuschung und sich selbst vor den Anforderungen des ungestümen Werbers zu retten, blieb ihr nichts übrig als zu fliehen. Sie wandte sich nach Braunschweig. Da jedoch trafen sie, um ihre Lage noch prekärer zu machen, schwere pecuniäre Verluste. Sie war genöthigt, für ihre Subsistenz zu arbeiten. Von Geschicklichkeit und Geschmack unterstützt, verfiel sie auf die Fabrication künstlicher Blumen und siedelte sich mit dieser Industrie nach Kassel, der damaligen Hauptstadt des Königs von Westfalen über. Die Luxusbedürfnisse des Jérôme'schen Hoflebens brachten ihr Geschäft in Schwung, und unter dem Einfluß einer Zeit, die soviel Vergangenes vergessen machte, vergaßen sich auch die Gerüchte und verstümmten die Verläumdungen, zu denen ihr früheres Leben Anlaß gegeben hatte. Aber ihre Buße war noch nicht vollendet. Was für so viele Andre ein Gegenstand der Freude war, die Vertreibung der Franzosen, die Rückkehr des Kurfürsten und seines Hofes, war für die Arme ein neuer und harter Schlag. Eine Welt und eine Gesellschaft tauchte nun wieder auf, die nicht gemeint war, den Thorheiten ihrer Jugend Amnestie zu bewilligen. Familienhaß und der Stachel der Verletztheit verband sich mit der tugendrichterlichen Laune des Publicums, um von Neuem über Charlotte die Acht auszusprechen. Von aller Welt gemieden, sah sie auch ihren Erwerbszweig darniederliegen. Hülflos, arm, krank, und der Verzweiflung nahe, folgte sie jetzt, und diesmal zu ihrem Glück, einer Eingebung desselben empfindsamen Herzens, das die Quelle ihres Unglücks gewesen war. Sie erinnerte sich des Freundes von Pyrmont und eröffnete sich demselben in einem Briefe. Ihr Vertrauen hatte sie nicht getäuscht. In der zartesten Weise trug ihr

dieser zunächst Rath und Hülfe an, und bis an's Ende ihres Lebens gewährten ihr fortan die Briefe desselben den Genuß eines Glückes, welches die Träume ihrer Jugend mehr als erfüllte.¹⁾

Schon im Jahre 1816 hatte Humboldt in Frankfurt die Freundin wiedergesehn. Immer hatte seitdem von Zeit zu Zeit eine briefliche Mittheilung das Verhältniß in Gang gehalten. Er beschloß jetzt, nun er völlig von Geschäften frei war, es geistlicher zu pflegen und es förmlich zu einem Theil seines Lebens zu machen. Durch zwei, im Frühjahr 1822 von Burgörner aus rasch hintereinander geschriebene Briefe ermunterte er die schüchterne Zurückhaltung der Freundin. Ihre Antwort bewies ihm von Neuem, daß er sich hier ein Glück und einen Genuß bereiten könne, den er um Alles nicht von sich weisen dürfe. Darin, daß ein weibliches Gemüth ihm die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauensvoll bewahrt hatte, erblickte er eine Gabe des Schicksals, die es werth sei, dankbar entgegengenommen zu werden. „Wenn das Schicksal,“ schrieb er an Charlotte, „so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinweglassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen.“ Er machte ihr also den Vorschlag, einen brieflichen Verkehr eintreten zu lassen, der die Stelle persönlichen Umgangs ersetzen könne. Mit jenem fast pedantischen Sinn für verständige Regelmäßigkeit, der ihn von den philologischen Studien in die Geschäfte und von den Acten in's Leben begleitete, setzte er die Ordnung des Briefwechsels fest, richtete er das ganze Verhältniß ein, wie man ein Hauswesen einrichtet. In die erste Verständigkeit und das gereifte Ideenleben seines Innern slicht er auf diese Weise ein Stück jener Empfindsamkeit, welche aus der Zeit seines Knaben- und Jünglingsalters in ihm nachklingt. Mit der aufrichtigen Theilnahme und der herzlichen Hilfsbereitschaft, womit er der Freundin entgegenkömmt, verschmilzt jene sublimen Genußsucht, zu der die Natur ihn angelegt und die er immer mehr sublimirt hat. Er darf mit Wahrheit sagen, daß er sich der Freundin nicht in selbstsüchtigen Absichten

1) Die obigen Angaben über das Leben der Briefstellerin nach den Mittheilungen eines Ungenannten in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1848 No. 108 und 109.

nahe, und es ist dennoch gleich wahr, wenn er ihr ein andermal versichert, daß sie in diesem Verhältniß keinesweges blos die Empfangende sei. Denn in der That, er war entschlossen, aus ihrer Hingebung und Treue, aus ihrem Wesen und dessen vertrauender Mittheilung soviel Genuß für sich zu schöpfen, als irgend möglich wäre. Deshalb veranlaßt er sie, sich ihm in den tiefsten Falten ihres Herzens und Geistes zu eröffnen, er bittet sie und erreicht es, daß sie ihm eine ausführliche Erzählung ihres früheren Lebens und ihrer inneren Entwicklung giebt. Er findet kein Arg dabei, ihr Geheimnisse zu entlocken, für deren unverbrüchliche Bewahrung die tiefe Zuverlässigkeit seines eignen Busens Bürgschaft leistet. Er darf glauben und darf mit Recht glauben, daß es keine Versündigung an dem weiblichen Vertrauen sei, wenn er jene Lebens- und Entwicklungsgeschichte wie eine psychologische Studie behandelt; denn er behandelt sie so, ohne dabei auch nur einen Augenblick aus dem innigsten Mitgefühl für die Verfasserin der Bekenntnisse herauszutreten; es ist ein Studium, nicht der Neugierde, sondern eines durch Liebe und Zartförmigkeit geadelten Interesses, — das Studium eines Mannes, der, was ihm irgend innerlich wohlverwandt war, nicht anders als mit allen Kräften des Gemüthes, bis in alle Tiefen hinein zu verfolgen gewohnt war und der den Schatz schöner Weiblichkeit, wie er sich selbst rühmt, „in dem ganzen unentweiheten Hauche seiner Zarthheit“ zu ehren verstand.

Es kam hinzu — und dadurch erst wird eine richtige Beurtheilung seines Verhaltens möglich — daß die Persönlichkeit der Briefstellerin den Freund keineswegs nur wohlthunend berühren konnte. Die bitteren Erfahrungen ihres Lebens hatten ihr reizbares Herz nur reizbarer gemacht. Körperliche Kränklichkeit that das Ihrige, die Saiten ihres Innern noch mehr zu verstimmen. Mehr als einmal daher mußte sich die Heiterkeit und der Gleichmuth des Glücklichen durch die immer zurückkehrende unruhvolle Angst, durch den Trübsinn, das Verzagen und die Beklommenheit der Freundin beeinträchtigt fühlen. Ein egoistisches Gemüth würde sich davon abgewandt und auf die Dauer der Mitleidenschaft an derartigen Zuständen überdrüssig geworden sein. Es ist rührend, zu sehen, wie Humboldt diejenige, die ein unverjährbares Recht auf seine Zuneigung erworben hat, in diesen, den seinigen so durchaus hetero-

genen Stimmungen erträgt und stützt. Unermüdblich versucht er die Kraft des milden, herzugewinnenden Zuspruchs, hebt sie hinauf in die heitere Region seiner eignen geistigen Existenz und läßt gelinde Zurechtweisung mit der Ermunterung abwechseln, daß sie an ihm sich aufrichten und stärken möge. Es kann bei der völligen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Lebenslage an Differenzen der einschneidendsten Art, es kann von ihrer Seite an Auffassungen und Äußerungen nicht fehlen, die ihm unbequem, ja abstoßend sind. Auch das läßt er sich nicht irren. Der Ursprung und letzte Grund des Verhältnisses ist und bleibt ihm gegenwärtig; von da her schöpft er beständig die Geduld und Milde, die Treue und Liebe, die Lücken des gegenseitigen Verständnisses zuzudecken oder zu verringern. Jetzt berichtigt er sie, jetzt wieder läßt er sie in ihrer Eigenthümlichkeit gewähren, und verzichtet, sie zu überreden oder zu ändern. Mit der lebenswürdigsten Accomodation steigt er zu ihrer Gefühls- und Auffassungsweise herab, überwindet er sich, ihr selbst in solchen Dingen zu willfahren, die ihm nicht angenehm sind. Er ist der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Rathgeber und Helfer. Durch zwanzig Jahre hindurch wankt er keinen Augenblick in seiner Gesinnung. Kein Wechsel des Aufenthalts, kein Schicksal, das ihn selbst betrifft, keine Veränderung seiner Lage oder Beschäftigung ist im Stande, den Briefwechsel zu unterbrechen oder dem Ton des Verhältnisses einen wirklichen Mißklang beizugesellen. Er schreibt ihr von Tegel wie er ihr von Paris und London schreibt; er versagt sich die Freude nicht, sie auf der Reise im Jahre 1828 in ihrer bescheidenen und sauberen Häuslichkeit noch einmal persönlich aufzusuchen, um sich bis in's Kleinste ein Bild ihrer täglichen Existenz zu verschaffen. Er schreibt ihr in gesunden wie in kranken Tagen. Der letzte ist wie der erste Brief: Ein Ton, Eine Haltung, eine und dieselbe Liebe und Treue geht gleichmäßig durch sie alle hindurch.

Wohl daher mochte die Freundin diese Briefe als einen Schatz betrachten, aus dem sie Trost, Erhebung und Erleuchtung schöpfen könne, und mochte durch das Glück eines solchen Verhältnisses sich mit Schicksal und Verhängniß ausgesöhnt fühlen. Daß Humboldt durch eben diesen Briefwechsel immer zugleich auch für sein eignes Wesen und Bedürfen Befriedigung suchte, ist darum nicht minder

gewiß. Nicht bloß, daß ihm immer von Neuem die liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die „zart=innige Theilnahme“ der Freundin, unendlich wohlthut: ein Meister in der Kunst, glücklich zu sein indem er glücklich macht, weiß er selbst ihre weibliche Schwäche und selbst das Mangelhafte des Verhältnisses in's Erfrenliche herumzuwenden. Alle Milde und Sanftheit, die in seinem Wesen ist, darf sich hier ungeschont und ohne Anstoß entfalten. Er kann sich, einem Weibe gegenüber, welches jedes seiner Worte mit ganzem Herzen aufnimmt, in vollkommener Freiheit „gehen lassen;“ er kann sich, alles Zwanges ledig und nur von weiblicher Verehrung belauscht, in dem reinen Austausch von Gefühlen, Gedanken und Gesinnungen wiegen. Er kann zu ihr reden, „wie er zu sich selbst redet;“ er kann mit den momentansten und unbedeutendsten Regungen, mit den Nachklängen seiner ernstern Geistesthätigkeit, mit den Stimmungen, Einfällen und Bildern, die sich am Schluß des Tages ungesucht einstellen, vor ihr wie vor seinem eignen Geiste spielen. Er kann sich vor Allem mit dem Bewußtsein schmeicheln, daß er über diese Seele eine unbedingte Herrschaft und eine Alleinherrschaft ausübt. Er weiß, daß, wenn er im Ton der sanftesten Bitte spricht, ein unwiderstehlicher Befehl ausgesprochen ist. An dieser Abhängigkeit der Freundin von ihm hat er sichtlich ein ungemessenes Wohlgefallen. Mit einer Kunst, welche etwas von derjenigen hat, womit sonst nur das Weib ausgerüstet ist, um dem Willen des Mannes etwas abzugewinnen, die aber um so stärker ist, weil sie die ganze Bestimmtheit eines männlichen Charakters hinter sich hat, leitet er die Freundin in den Kreis seines Wesens und in die Bahnen seines Willens. Sein Eingehen auf ihre Wünsche, sein Herabsteigen zu ihren Schwächen hat, genau angesehen, eine zwar leise bezeichnete aber fest bestimmte Grenze. Mit mildem Wort und mit freundlicher, aber zwingender Wendung lehnt er gewisse Bitten von sich, weist er das ganz Unbequeme zurück, schneidet er gegen einzelne ihrer Wünsche und Ansichten ab. Ja, er bestimmt, er lenkt und governirt sie wie ein Kind; bis in's Wichtigste und Gleichgültigste hinein schreibt er ihr die Regel ihres Verkehrs mit ihm vor. Noch mehr endlich. Er will nicht allein, daß sie gehorche, sondern will, daß sie dieses Gehorchens mit dem Wort des Gehorchens geständig sei; — mit der

Unterwerfung zugleich läßt er sich die Zeichen und das Siegel der Unterwerfung ausliefern.

Ein Verhältniß jedoch gab es, um Vieles wichtiger als das eben geschilderte, ein Verhältniß, welches an Tiefe und Innigkeit weit jedes andre überbot. Wäre es uns möglich, das Bild von Humboldt's Gattin mit der Treue und Zartheit zu zeichnen, die es verlangt, so würde auch seine eigne Gestalt in noch hellere Beleuchtung rücken. Wir haben aus Schilderungen und Winken von Zeitgenossen, aus dem Wenigen, was von ihr selbst erhalten und öffentlich geworden ist, den Eindruck einer Liebenswürdigkeit und Anmuth, wie sie in der Wirklichkeit selten erscheint, wie sie zuweilen einem Dichter darzustellen gelingt, die sich aber der Beschreibung fast durchaus entzieht. In der ganzen Lieblichkeit der Jugend begegnet sie uns zuerst: ihre Wangen spielen in wunderbar schönen Farben; blendend ist der Glanz ihrer großen Augen; ihr ganzes Wesen ist Zierlichkeit, alle ihre Bewegung ist Grazie; eine „Glorie der Liebenswürdigkeit“ ist über sie ausgebreitet. Was aber aus ihrem Antlitze scheint, die Milde wie das Feuer, die Güte wie die Klugheit, — es hat seinen Quell in dem bewegtesten Innern. Sie ist aus dem weichsten und doch stärksten, aus dem reichsten und reizbarsten Stoffe gemacht. Die Briefe ihrer früheren Jahre verrathen die Gluthen ihres Herzens, den Drang der Empfindung, eine bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Innigkeit. Es arbeitet in ihr das Streben, dieser Leidenschaftlichkeit Herr zu werden, das Bedürfniß, wie sie an Rahel schreibt, „Alles in sich klar zu wissen, und sollt es das Leben kosten.“ Die römische Existenz sofort wirkt ähnlich auf sie wie auf ihren Gatten. In vollen Zügen trinkt sie die Lust des Südens; sie lebt nur im Elemente des Schönen; sie ist selig im freisten Kunst- und Lebensgenuß. Unter diesen Einflüssen hat der Schwung ihres Wesens nichts verloren; ihr entzündbares Herz schlägt noch immer in warmen Pulsen; dennoch ist sie reifer, milder und harmonischer geworden. Sie fühle sich, schreibt sie im Jahre 1812, geläutert und gestärkt und zu dem Genuß einer seligen Klarheit hinaufgehoben: immer tiefer habe sich in ihr „das Vermögen unendlicher Liebe“ verschlossen. So fühlt sie die großen Begebenheiten jener Epoche. Tief bewegt durch die Stürme der Zeit ist sie tief gefaßt. „Wir stehen,“ sagt sie, „in Gottes Hand, und das eigne

Leben geht zuletzt auf in der ewigen Harmonie der Schöpfung.“ Mit unbegrenztem Mitgefühl begleitet sie die Streiter des heiligen Kampfes; ihr Herz ist bei allen, und bei allen ganz; in thätiger Sorge widmet sie sich den Bedürfnissen und Nöthen der schweren Zeit. Aber auch diese Zeit ist vorübergegangen. Sie darf zu stillerem und innerlicherem Leben zurückkehren. Sie hat alles Heitere und Glänzende gekostet; sie trägt es in sich, sie ist damit umgeben. Nun waltet sie, noch immer eine anmuthvolle Erscheinung, im Hause, an der Seite des Mannes, im Kreise der Ihrigen. Sie belebt und ziert jede Gesellschaft. Wer ihr naht, empfindet den Zauber ihres zarten Gemüthes, ihres offenen Herzens, ihres lebendigen Geistes; er wird inne, daß eine solche Erscheinung einzig, unfaßbar und unbeschreiblich ist.¹⁾

Was ein Wesen wie dieses für Humboldt sein mußte, würden wir ahnden können, wenn er es nicht selbst in Prosa und in Versen hundertfach ausgesprochen hätte. Bei der ersten Begegnung mit ihr hatte die Kühle seiner reflectirenden Natur ihm selbst das Glück zu verhehlen gesucht, das er aus dem Zusammenleben mit ihr schöpfen sollte.²⁾ Im Hintergrunde der Empfindung indeß lag ihm schon damals die Ueberzeugung, daß diese die Einzige sei, mit der er ein solches Band eingehen könne, und am Ende des Lebens war ihm der Begriff der Liebe durch das schlechtthin unvergleichliche Verhältniß zu ihr zu einem Begriff geworden, von dem er nicht reden mochte, um ihn nicht zu entweihen. Er lebte nur in ihr, mit ihr und von ihr. Wie unverkennbar es ist, daß die Bildung ihrer Ideen und ihrer Denkweise unter dem Einfluß seines starken Geistes stand: er wollte nur davon wissen, daß ihr Wesen ihn getragen und gebildet habe. Erst „ihrer Liebe Inbrunst“ habe in ihm entzündet, was „zarteren Ursprungs“ in ihm sei. Sie sei der Leitstern seines Lebens

1) Die Haupthaltspunkte zu einer Charakteristik von Frau von Humboldt bilden ihre Briefe an Rabel, bei Barnhagen, Galerie von Bildnissen, I. 143 ff., an Friederike Brun in deren „Römischen Leben,“ II. 320 ff., an Stein bei Perz, VI. 401 und das daselbst mitgetheilte Gedicht: Erinnerung an Sorrento S. 697; außerdem die Aeußerungen Humboldt's in den Briefen an die Wolzogen, sowie zahlreiche Stellen seiner Sonette.

2) Caroline von Wolzogen an Schiller 11. Febr. 1790, im Nachlaß I. 372. Für das Folgende ebendas. II. 39; Perz, V. 390; Briefe an eine Freundin, II. 7. 8.

und seines Wirkens gewesen. Auch in öffentlichen Geschäften habe sie den entschiedensten Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln gehabt. „Ich weiß,“ schreibt er an die Wolzogen, „wieviel ich ihr in den verhängnißvollen Jahren der Epoche von 1813 — 1819 in Ansichten, Richtungen, Bestrebungen verdanke.“ Das Gleiche spricht er gegen Stein aus; „denn,“ sagt er, „ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen leiten, stärken, befestigen, ermuntern im Ganzen; man sieht das Ziel, wohin man gelangen soll, reiner und klarer, und läßt sich durch Schwierigkeiten und Zufälligkeiten der Ausführung weniger auf Abwege bringen; auch berechnet ein Mann für sich allein weniger die echte Reinheit der Mittel, ohne die das wahrhaft Gute niemals gedeihen kann.“ So normirte und läuterte er an ihr das Gefühl pflichtmäßigen Handelns. So bezog er auf sie, was ihn beglückte und was er innerlich war. Ihr zur Seite gehend und den Umgang mit ihr in sein ganzes Leben verwebend, sei, „ein Hauch ihres Charakters auf ihn übergegangen,“ ja, sie allein sei „das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen.“

Einem solchen innerlichen Zusammengehören und Zusammenhängen konnten selbst häufige äußere Trennungen wenig Abbruch thun. Mit dem engsten Zueinanderleben hatte man begonnen. Dasselbe war, mit wenigen Unterbrechungen bis zum Ausbruch von Rom fortgesetzt worden. Erst in Wien hatte man sich wiedervereinigt, gerade hier jedoch war durch die geselligen Verhältnisse des Orts ihre gemeinschaftliche Existenz am gehindertsten gewesen. Sie war äußerlich fast völlig durch die Ereignisse seit 1813 und durch die diplomatische Thätigkeit Humboldt's, durch seinen Aufenthalt im Hauptquartier, in Paris, in Wien und London unterbrochen worden. Nur vorübergehend hatte man sich in Berlin und in Frankfurt wiedergesehen. Wir wissen, wie das Verlangen, wieder, wie einst, an ihrer Seite leben zu können, ein Hauptmotiv für ihn gewesen war, den Londoner Posten aufzugeben. Erst seit seinem völligen Rücktritt von Geschäften jedoch ward diesem Wunsche Gewährung. Sein Glück war nun vollständig und ungetrübt. Das Verhältniß hatte nichts von seiner Jugendlichkeit verloren, es hatte durch die lange Entbehrung und durch den reisenden Einfluß der Jahre an Innigkeit gewonnen. Es machte ihn froh, daß er Alles, Reisen, Einrichtungen und Beschäf-

tigungen nur nach ihr richten konnte, und es war der Gipfel seines Glückes, daß selbst sein wissenschaftliches Leben sich in dem Geleise von Gedanken und Gefühlen bewegte, die er täglich und stündlich an ihrem Umgang entzünden und erfrischen konnte.

Da traf ihn der härteste Schlag. So Bitteres hatte er seit dem plötzlichen Tode seines Knaben in Rom nicht erfahren, als jetzt, nun er am Sarge seiner Frau stand. Er hatte nicht geglaubt, sie so früh verlieren zu sollen. Ihr zarter Körper zwar hatte von Jugend auf gelitten. Der Pflege ihrer Gesundheit war ein großer Theil ihres Lebens gewidmet gewesen: sie hatte die Bäder von Rocera und Rouen, von Karlsbad, Töplitz und Gastein gebraucht. Im Jahre 1818 hatte ihr Zustand zuerst die ernstlichsten Besorgnisse erregt; allein diese Besorgnisse waren wieder gewichen, ihre gute Constitution hatte allen Angriffen der gichtischen Krankheit widerstanden, ihre Geistesstärke hatte den Körper aufrechterhalten, selbst unter Leiden und Unbequemlichkeiten der lästigsten Art war ihre heitere Geduld ungetrübt geblieben. Es war ihr möglich gewesen, noch eine so angreifende Reise wie die nach den beiden Hauptstädten auszuhalten, und sie war glücklich, sich durch den Aufenthalt in London ein anschauliches Bild von der Lage verschafft zu haben, in der sie von nun an fern von der Heimath die geliebte Tochter zurücklassen mußte. Von Gastein jedoch war sie krank zurückgekehrt. Den ganzen Winter über von 1828 auf 1829 war ihr Zustand im höchsten Grade beängstigend und ließ kaum eine Aussicht auf wahrscheinliche Genesung zu. Dennoch nahm die Krankheit noch einmal eine Wendung zum Bessern. Im Februar 1829 schien die nahe Gefahr ganz verschwunden. Von Neuem gab sich Humboldt den frohsten Hoffnungen hin und glaubte dem Frühling und Sommer mit Ruhe entgegensehen zu können. Es war eine trügerische Hoffnung. Am Morgen des 26. März hatten ihre schönen Lippen sich zum letzten Mal zum Abschied von dem Geliebten geöffnet: sanft und klaren Geistes, umgeben von ihren Lieben war sie entschlafen.¹⁾

Mit der Stunde ihres Todes begann ein neuer Abschnitt in Humboldt's Leben. Noch während des beglückten Zusammen-

1) Humboldt an die Wolzogen, a. a. O. II. 36 ff.; an Stein bei Per g, VI. 698; an Charlotte, Briefe an eine Freundin, II. 2.

lebens mit ihr hatte er sagen können, er „lebe nur sich selbst wie außer der Welt.“ In noch ganz anderem Sinne sollte dies jetzt zur Wahrheit werden. Nun erst war ihm, als ob das letzte Band zwischen ihm und der Welt zerrissen sei. Nun erst sah er sich „wie abgeschieden von den Menschen“ an. In dem schmerzlichen Gefühl, wie verödet und vereinzelt sein Leben ohne die sein werde, die mit Allem, was ihn berührte, so innig verbunden gewesen, war er nur Eines Trostes fähig. „Sie fragen mich,“ schreibt er an die Wolzogen, „was mir jetzt als das Tröstendste erscheint. Ich gestehe Ihnen: nichts als die tiefste, absolute Einsamkeit. In dieser hat der Mensch immer Gefühle, Ideen, Erinnerungen, die ihn heben und halten, und die Wehmuth stimmt sich in ein mildes, eigentlich süß festhaltendes Gefühl um. Wie ich aber am Umgange mit Menschen, insofern es nicht ein einsames Gespräch mit einem Gleichgesinnten ist, wieder Freude gewinnen werde, davon habe ich bis jetzt keinen Begriff.“ Er legt in derselben Weise seine inneren Zustände in den Briefen an Charlotte dar. Ausdrücklich spricht er es aus, daß mit dem Verluste der Geliebten eine neue Epoche für ihn begonnen. Geschlossen sei das bis dahin Gelebte; er überschauete es als ein Ganzes und halte es durch Erinnerung im Gemüthe fest. Alles Wünschen für die Zukunft sei vorüber. Noch immer zwar behalte das Leben, als die Bedingung jenes Erinnerens und Empfindens, durch den Genuß der geistigen Nähe der Geliebten, durch die süße Vermählung mit dem Schmerze selbst, seinen Werth. Und wie das Leben, so die Natur; denn ihre Erscheinungen verschmolzen willig mit Allem, was die Seele bewege. Anders jedoch sei es mit den Menschen. „Ich empfinde,“ schließt er einen seiner Briefe, „keine Freude der Natur schwächer als sonst; nur die Menschen meiden mich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfnis ist.“

Einsamkeit also, sie, die er schon inmitten des regsten Welt- und Geschäftslebens als den „Inbegriff alles schönen Daseins“ gepriesen hatte, — Einsamkeit wurde von nun an das Element seines Lebens. Die Empfindung, die ihn im ersten Momente des Verlustes ergriffen hatte, lies ihn nicht wieder los. Auch der Gesellschaft wandte er nun den Rücken, wie bisher schon dem Staat und den Geschäften. Entschlossen, von nun an „sein inneres Sein keiner gesellschaftlichen Convenienz mehr zu opfern,“ schloß er den Kreis